
Das Geschenk der Hoffnung

Werner Löser / Frankfurt

In seinem Brief an die Römer hat Paulus uns einen kostbaren Segenswunsch hinterlassen: „Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und allem Frieden im Glauben, damit ihr reich werdet an Hoffnung in der Kraft des Heiligen Geistes“ (Röm 15,13). Im Zentrum dieses aufmunternden Wortes steht das Motiv der Hoffnung, das im Folgenden nach verschiedenen Richtungen entfaltet werden soll.

Glaube, Hoffnung und Liebe

Das Segenswort, das dieses Motto ja der Form nach ist, spricht auch vom Glauben, denn es heißt: „Gott erfülle euch mit aller Freude und allem Frieden im Glauben“. Glaube und Hoffnung gehören zusammen. Die christliche Hoffnung ist eine Frucht des christlichen Glaubens. Wer den christlichen Glauben nicht hat, hat auch die christliche Hoffnung nicht. Er mag dann gleichwohl so etwas wie einen natürlichen Lebensmut oder auch einen optimistischen Charakter haben. Die christliche Hoffnung aber hat mit dem Gott zu tun, der ein „Gott der Hoffnung“ ist. Er schenkt uns seine Hoffnung „in der Kraft des Heiligen Geistes.“ Wenn Paulus über den Glauben und die Hoffnung spricht, erwähnt er gewöhnlich auch noch die Liebe. Deswegen sei in einem ersten Schritt an diese Trias von Glaube, Hoffnung und Liebe erinnert.

Glaube, Hoffnung, Liebe – diese Haltungen haben immer als die zentralen Existenzvollzüge des Christen gegolten.¹ Auch in der Kunst hat man ihren Sinn darzustellen versucht. Zu den sehenswertesten Kirchen im Zentrum von Wien gehört die barocke Kirche Sankt Peter. Sie empfängt den Besucher mit einem vorgebauten Rokoko-Portal, das man unwillkürlich für eine Weile anschaut, bevor man den strahlenden Innenraum betritt. Den Portalvorbau schmückt ein Dreiecksgiebel mit drei von *Andrea Altomonte* und *Joachim Georg Schwandtner* erarbeiteten Skulpturen. Diese stellen den Glauben, die Hoffnung und die Liebe dar und enthalten so die Botschaft, die die Kirche den draußen vorbeieilenden Menschen anbietet: Den Glauben und die Hoffnung und die Liebe – das sind die Haltungen, die das Leben des Menschen in der Tiefe menschlich und geistlich durchformen können. Schaut man auf die Skulpturen über dem Portal der

¹ Vgl. H. Schlier, *Nun aber bleiben diese Drei: Grundriss des christlichen Lebensvollzuges*. Einsiedeln 1971. Man denke auch an die drei Enzykliken, die Papst Benedikt XVI. und Papst Franziskus zum Glauben, zur Hoffnung und zur Liebe verfasst haben: *Lumen fidei* (2013); *Spe salvi* (2007); *Deus caritas est* (2005).

Wiener Peterskirche, so sieht man oben das Bild, das den Glauben meint: ein Mensch trägt in seinen Händen Brot und Wein, eucharistische Symbole. Links unten hält ein Mensch einen Anker. Dieser lässt an die Hoffnung denken, denn der Anker gibt in den Stürmen des Lebens Halt. Rechts unten erkennt man eine Frau, die ein Kind auf ihren Armen trägt. Sie wendet ihm ihre Sorge, ihre Liebe zu. Die Liebe bewährt sich in der Zuwendung zu unseren Nächsten. Glaube, Hoffnung, Liebe – dargestellt und ausgedeutet an der Frontseite einer Innenstadtkirche, das ist eines. Glaube, Hoffnung, Liebe als gelebte Haltungen, verinnerlicht im Herzen der Menschen, das ist ein anderes. Dass sich dies tatsächlich ereignen möge, darum bittet beispielsweise der Mensch, der den Rosenkranz betet. Er ruft durch Maria Jesus an, der den Glauben in uns mehren, die Hoffnung in uns stärken, die Liebe in uns entzünden möge.

Es gibt eine lange Tradition, derzufolge man den Glauben, die Hoffnung und die Liebe als „göttliche Tugenden“ bezeichnet. Durch dieses Attribut „göttlich“ unterscheidet man sie von den „menschlichen Tugenden“, die auch als Kardinaltugenden gelten: Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Zucht und Maß. Warum nennt man sie „göttliche Tugenden“? Eine erste Antwort könnte lauten: der Mensch wird dazu gerufen, sie zu leben, gerufen durch das Evangelium. Vernimmt und übernimmt er das Evangelium, das heißt das Wort Gottes, so antwortet er darauf, indem er glaubt, hofft, liebt. In diesem Sinne sind sie keine im Menschen naturhaft angelegten Möglichkeiten. Sie sind vielmehr Gaben, die er von Gott entgegennimmt, und zwar nicht irgendwelche, sondern die grundlegenden und unser Leben tief durchformenden Gaben. Eine zweite Antwort könnte in dem Hinweis liegen, dass der Mensch, wenn und indem er glaubt, hofft, liebt, auf menschliche Weise Gott selbst entspricht. Dass Gott ein liebender Gott ist, das ist uns Christen geläufig, was nicht heißt, es sei etwas Selbstverständliches. Es ist vielmehr etwas ganz und gar Wunderbares, das wir nur staunend entgegennehmen können. Dass Gott auch ein hoffender Gott ist, das sagen wir nicht gerade häufig. Aber es ist gleichwohl eine treffende Aussage, der wir uns gleich noch einmal zuwenden wollen. Ja, es war die Hoffnung, die Gott bewogen hat, dem Menschen solange nachzugehen, bis er ihn auch in den verlorensten Situationen seines Lebens würde gefunden und gerettet haben – durch den Gang Jesu ans Kreuz. Und Glaube in Gott? Kann man das sagen? Vielleicht in dem Sinn, der dem alttestamentlichen Beter wichtig war: dass Gott treu und verlässlich ist und sich der Schöpfung, nachdem er gewagt hat, sie sich als freie Schöpfung gegenüberzustellen und zuzumuten, verpflichtet verhält. In diesem Sinne gebe es in Gott in urbildlicher Weise die *fides*, die Treue. So zeigt sich: im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe ist die Substanz des Christlichen im Wesentlichen gegenwärtig. Darum nennt man sie „göttliche Tugenden“.

Der erste, der über diese Trias in aller Klarheit und Entschiedenheit gehandelt hat, war Paulus. Im Anfangskapitel des ersten Briefes an die Thessalonicher

spricht er von Glauben, Hoffnung und Liebe, den grundlegenden Vollzugsweisen des christlichen Lebens. Paulus grüßt dort die Christen, denen er das Evangelium nicht nur mit Worten, sondern mit Macht und im Heiligen Geist nahegebracht hat. Er dankt für die Tatkraft ihres Glaubens, für die Opferbereitschaft ihrer Liebe und für die Standhaftigkeit ihrer Hoffnung. Auch in anderen Briefen hat Paulus nicht selten über dieses christliche Lebensprogramm geschrieben. Besonders bekannt ist der Vers, mit dem er das Lied über die Liebe beschließt: „Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe“ (1 Kor 13,13).

In den Briefen des Paulus gibt es noch weitere Stellen über diese drei Haltungen. Unter den Texten, in denen Paulus die Art des christlichen Glaubens umschreibt, ist ein Abschnitt im 10. Kapitel des Römerbriefes der treffendste: „Das Wort ist dir nahe, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen. Gemeint ist das Wort des Glaubens, das wir verkündigen; denn wenn du mit deinem Mund bekennst: ‚Jesus ist der Herr‘ und in deinem Herzen glaubst: ‚Gott hat ihn von den Toten auferweckt‘, so wirst du gerettet werden. Wer mit dem Herzen glaubt und mit dem Mund bekennt, wird Gerechtigkeit und Heil erlangen.“ (Röm 10,8b–10) Hier ist zunächst vom Wort Gottes die Rede. Es wird verkündigt, und es weckt den Glauben, dass Jesus der *Kyrios*, der Herr, ist. Dieser Glaube erfüllt das Herz und zugleich wird er im Bekenntnis laut. Dieses Bekenntnis gibt den Grund dafür an, dass Jesus als der Herr geglaubt werden kann: er wurde von Gott aus den Toten erweckt. Wer solchen Glauben, der das Herz erfüllt und der mit der Zunge bekannt wird, hat, der erlangt das Heil und die Gerechtigkeit, die zu bringen Jesus gekommen war.

Ebenfalls im Römerbrief, nun aber im 8. Kapitel, handelt Paulus über die Hoffnung: „(...) die ganze Schöpfung wartet sehnstüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Die Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen, nicht aus eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat; aber zugleich gab er ihr Hoffnung: Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei und Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt. Aber auch wir, obwohl wir als Erstlingsgabe den Geist haben, seuzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden. Denn wir sind gerettet, doch in der Hoffnung. Hoffnung aber, die man schon erfüllt sieht, ist keine Hoffnung. Wie kann man auf etwas hoffen, das man sieht? Hoffen wir aber auf das, was wir nicht sehen, dann harren wir aus in Geduld.“ (Röm 8,19–25) Die Hoffnung zielt auf ein jenseitiges Hoffnungsgut: das volle Offenbarwerden dessen, was durch Glaube und Taufe in uns schon angelegt ist. Mit uns Menschen ist der ganzen Schöpfung eine Vollendung in Gott, ihrem Schöpfer, verheißen. Jetzt leben wir noch auf dem Pilgerweg unseres irdischen Lebens. Deswegen sehen wir das Ziel nicht so,

wie wir die Dinge unserer Welt sehen können. Aber in unser Herz ist der Heilige Geist als Angeld des Künftigen gelegt. Er, der Heilige Geist, lässt uns in Geduld auf das Ziel, das uns verheißen ist, zugehen. So bewährt sich die Hoffnung in der Geduld.

Schließlich die Liebe: Paulus betont, dass die Liebe mehr ist als ein rauschhaftes Gefühl. Sie wird ganz praktisch und will das Leben nicht nur am Feiertag, sondern auch am Werktag durchformen. In drei Schritten legt er in 1 Kor 13 seine Gedanken dar. Im ersten Schritt stellt er heraus, dass die Liebe nicht ein Tun unter anderen Taten ist. Vielmehr will sie in allen Taten als ihre innere Kraft lebendig sein. Wenn sie so da ist, macht sie alles von ihr Durchformte wertvoll. Fehlt sie aber, so fällt alles in seinem Sinn dahin. Hier ist der Apostel ganz eindeutig, ganz entschieden. Was er sagt, rückt unser ganzes Leben, unsere ganze Welt unter einen einfachen und zugleich tröstlichen Maßstab. So manches, was gern in Glanz und Glorie daherkommt, ist in Wahrheit nicht wertvoll und dem Untergang geweiht. Und umgekehrt: vieles, das alle Zeichen der Mühe, auch des Nicht-Gelingens trägt, ist in Wahrheit wertvoll, wenn und weil es von der Liebe beseelt ist. Ihm ist Bestand verheißen. Bei Gott hat es Ansehen (VV. 1–3). Im zweiten Schritt (VV. 4–7) zählt der Apostel die Eigenschaften der wahren Liebe auf. Er zeigt, dass die Liebe in das Leben, wie es ist und wie wir es kennen, hineinweist. Dort bewährt sie sich und wirkt sie förderlich und heilsam. In der Reihe der Eigenschaften der Liebe, die Paulus im Hohelied beleuchtet, finden sich auch diese Aussagen: „die Liebe glaubt alles, die Liebe hofft alles“ (1 Kor 13,7). Hier klingt die Trias an, die – wie wir gesehen haben – für das christliche Leben wesentlich ist. Und schließlich der dritte Schritt. Der Apostel antwortet auf die Frage, was schließlich bleibt, wenn das Gewirr und Gewoge unserer Welt zu Ende geht. Er sagt: es ist die Liebe, die das Ferment auch des Glaubens und der Hoffnung ist (VV. 8–13).

In den uns Christen angebotenen und anvertrauten Weisen, das Leben zu vollziehen, um die es beim Glauben, Hoffen und Lieben geht, haben wir es also mit etwas sehr Kostbarem, weil unser endliches, oft gebrochenes Leben Tragendem, zu tun. So tut der Christ gut daran, immer wieder darum zu beten, dass der Heilige Geist sie in ihm lebendig sein lässt. So könnte in ihm die Tatkraft des Glaubens, die Opferbereitschaft der Liebe und die Standhaftigkeit der Hoffnung neu aufleben.

Die Freude der Hoffnung

Im Folgenden soll es um einige Dimensionen der Hoffnung gehen. Die erste dieser Dimensionen ist ihre Freude. Sie hat diese Seite, weil sie eine Gabe des Gottes der Hoffnung ist. Was das bedeutet, möchte ich anhand eines Christen be-

richten, dessen Lebensthema die Freude der Hoffnung war. Es geht um *Charles Péguy*.

Alljährlich, Mitte Juni, treffen sich Studierende aus vielen Ländern der Erde in Paris, um von dort aus zu einer Wallfahrt nach Chartres aufzubrechen. Den gleichen Weg ging im Juni 1912 *Charles Péguy*. Seinen kleinen Sohn Pierre, der an Paratyphus erkrankt war, trug er dabei in eine Decke eingeschlagen in seinen Armen oder auf seinen Schultern. In Chartres, bei der Muttergottes, wollte er für die Genesung des Kindes beten. In unvergesslichen Gedichten hat *Charles Péguy* seine Landschafts- und Wallfahrtserfahrungen festgehalten.² Er war ein Mann des Wortes, ein Dichter, dessen Werk mehrere umfangreiche Bände füllt. Sein vielleicht schönstes und bleibend wichtigstes Buch trägt den Titel „Le porché vers la deuxième vertu“, das auf Deutsch unter dem Titel *Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung*³ erschienen ist.

Als *Charles Péguy* 1910 sein Buch über die Hoffnung schrieb, konnte er nicht ahnen, dass nur noch eine kurze Lebenszeit vor ihm liegen sollte. Am 5. September 1914, zu Beginn der Marneschlacht, ist er als Leutnant des französischen Heeres mit nur einundvierzig Jahren in einem Gefecht bei Villeneuve in der Nähe von Paris gefallen. Sein Tod in den ersten Tagen des Ersten Weltkriegs bedeutete den abrupten Abbruch eines Lebens, das vom Anfang bis zum Ende ein Zeugnis der Hoffnung war – trotz der Brüche und Verwerfungen, die ihm nicht erspart geblieben sind. In den letzten fünf oder sechs Jahren seines Lebens erfuhr sich *Charles Péguy* mit einer Hoffnung beschenkt, die über jede Grenze hinausreicht, die wir endlichen und fehlbaren Menschen immer wieder aufrichten.

Für *Charles Péguy* bedeutete die Erfahrung der Grenzenlosigkeit der Hoffnung eine Befreiung aus einer doppelten geistig-geistlichen Gefangenschaft, unter der er lange zu leiden hatte. Zweimal sah er sich einer ihn beengenden Minderung der Hoffnung ausgesetzt. Was ist damit gemeint? Eine erste Form verminderter Hoffnung begegnete dem Kind und dem Schüler im Katechismus- und Religionsunterricht. Dieser stand damals im Zeichen jansenistischer, letztlich auf *Augustinus* zurückgehender Grundentscheidungen. Sie betreffen die Lehre von der doppelten Vorherbestimmung des Menschen. Nach dieser Lehre bestimmt Gott von Ewigkeit her die einen Menschen unfehlbar zum Heil, andere Menschen bestimmt er ebenso unfehlbar zur Verdammnis. Gott selbst spaltet die Menschheit in die Gruppe derer, die in begründeter Weise Hoffnung auf Heil und ewiges Leben in sich tragen, und die Gruppe derer, die von einer solchen Hoffnung vielleicht irrtümlicherweise bewegt sind, in Wirklichkeit aber keinen Grund zur Hoffnung auf Heil und ewiges Leben haben. Hier ist die Hoff-

² *La tapisserie de Notre Dame: Présentation de Paris à Chartres; Présentation de la Beauce à Notre Dame de Chartres; Les cinq prières dans la Cathédrale de Chartres*, in: C. Péguy, Œuvre poétiques complètes. Paris 1975.

³ Einsiedeln 2007.

nung gemindert, denn sie steht nach Gottes Willen nur einigen offen, während sie anderen vorenthalten bleibt. Der junge *Charles Péguy* fühlte sich angesichts dieser Lehre, die ihm im Katechismusunterricht, aber auch in einer entsprechenden kirchlichen Verkündigung und Lebenspraxis begegnete, verwirrt und verängstigt, bis dass er schließlich gegen sie aufgeehrte und noch nicht volljährig die Kirche, die so etwas vertrete, verließ. Wenn es schon zwei Menschengruppen gebe, so ziehe er es vor, aus Solidarität auf der Seite der Verdammten zu sein. Im Zusammenhang mit diesen inneren und dann nach außen tretenen Konflikten ist in *Charles Péguy* die Ahnung zur Evidenz gereift, dass Hoffnung „Hoffnung für alle“ sein muss. Hoffnung und Solidarität gehören zusammen. Andernfalls bleibt Hoffnung halbiert und hebt sich auf.

Erfüllt von solchen Gedanken suchte *Charles Péguy* nun nach einer neuen geistigen Heimat. Nach unruhigen Jahren, die er als Soldat und dann als Student der Literaturwissenschaften verlebte und in denen er ein Drama über Jeanne d'Arc zu Papier brachte, fand er sie in der sozialistischen Partei, die um die Jahrhundertwende in Frankreich lebhafte Aktivitäten entfaltete. Der Sozialismus begeisterte ihn. Hier waren die Hoffnung und die Solidarität aller lebendig. *Charles Péguy* zog nach Paris um und heiratete die Schwester eines Parteigenossen. Drei Kinder wurden ihnen geschenkt. Er gründete einen Verlag, der sozialistisches Schrifttum verbreiten helfen sollte. Er selbst gab eine Zeitschrift heraus, die *Cahiers Quinzaines*, und veröffentlichte in ihr zahlreiche eigene Texte. Im Dienste der sozialistischen Idee und der revolutionären Praxis lebte *Charles Péguy* fast zehn Jahre lang. Nach anfänglicher Begeisterung kamen in ihm jedoch allmählich Zweifel über die Richtigkeit dieses Weges auf. Es irritierte ihn, dass Hoffnung und Solidarität in der konkreten Lebenspraxis der Genossen doch nicht so hoch im Kurs standen, wie er es vermutet hatte. Ein zweites Mal nahm er eine Veränderung der Hoffnung wahr: sie blieb auf innerweltliche Ziele beschränkt und verblieb damit im Horizont der menschlichen Todesverfallenheit. Die geballte Faust und der Schweiß auf der Stirn waren die Symbole solcher Hoffnung. Sie durfte sich nicht als geschenkte Zuversicht, die über den Tod hinausweist, erfahren. Aber eben eine solche grenzenlose Hoffnung – so verstand er immer mehr – wäre allein die genügende Grundlage für die entschlossene Weiterführung des Kampfes für eine humanere Zukunft in menschlicher Solidarität.

Von solchen Gedanken umgetrieben erkrankte *Charles Péguy* im Sommer 1908. In dieser Zeit wurde im das „Tor zum Geheimnis der Hoffnung“ neu aufgetan. Sein Freund *Joseph Lotte* besuchte ihn am Krankenlager. Ihm gegenüber machte er das bekannt gewordene Geständnis: „Ich habe den Glauben wiedergefunden. Ich bin wieder katholisch.“ Dieser Schritt einer entschlossenen Rückkehr zur Kirche war das Ergebnis eines mehrjährigen Ringens, bei dem es vor allem um die Dimensionen der Hoffnung ging. Darf die Hoffnung nicht doch durch ihre Grenzenlosigkeit und – in diesem Sinne – durch ihre Katholizität ge-

kennzeichnet sein, d.h. einerseits über den Tod hinaus in Gottes ewiges Leben hineinreichen, und andererseits allen Menschen angeboten sein? Das „Ja“ auf diese Frage wurde ihm schließlich durch Gottes Barmherzigkeit geschenkt. Das Katholische konnte daraufhin neu bejaht und ergriffen werden, nachdem deutlich geworden war, dass es sich keineswegs in der jansenistischen, die Hoffnung teilenden Form darstellen muss. Im Gegenteil: das Katholische und die Grenzenlosigkeit der Hoffnung – das gehört zusammen. Dass dies so ist, erkannte *Charles Péguy* übrigens beim Betrachten des Gleichnisses vom Guten Hirten (Mt 18,12–14 par. Lk 15,3–7). Der Gute Hirt geht auch dem letzten verlorenen Schaf nach, bis er es findet. Und wenn er es gefunden hat, hebt er es voll Freude auf seine Schulter. So ist Gott, der den Menschen nicht erschaffen hat, um ihn dann desinteressiert oder ohnmächtig seinem Schicksal zu überlassen. Nein, Gott begleitet den von ihm geschaffenen Menschen auf allen seinen Wegen, wohin diese auch führen, und erfüllt die Situationen, die der Mensch aufsucht, mit seiner gnädigen Gegenwart. Die Auslegung des Gleichnisses vom verirrten Schaf bzw. vom Guten Hirten bildet das Kernstück von „Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung“. Über der Betrachtung des Gleichnisses vom Guten Hirten wurde *Charles Péguy* eine Einsicht zuteil, die von grundsätzlicher theologischer Bedeutung ist. Sie betrifft das christliche Gottesbild selbst und knüpft bei der alten Lehre vom Glauben, der Hoffnung und der Liebe an. Glaube, Hoffnung und Liebe wurden und werden als die grundlegenden Weisen verstanden, wie der Christ sich auf Gott beziehen darf. Es sind Haltungen des Menschen, der sich Gott zuwendet. *Charles Péguy* hat nun bei der Betrachtung des Guten Hirten erfasst, dass er, der Gute Hirt, der für den christlichen Gott steht, seinerseits vom Glauben, der Hoffnung und der Liebe bewegt ist. Dass Gott den Menschen liebt, hat schon das Neue Testament und dann die christliche Tradition immer wieder gesagt. Dass Gottes Herz von der Hoffnung erfüllt ist, jeder von ihm geschaffene und geliebte Mensch werde den Weg in die ewige Gemeinschaft Gottes und der vollendeten Schöpfung finden, hat zuvor niemand so klar und entschieden auszusprechen gewagt und vermocht wie *Charles Péguy* es dann tat. Er formulierte: „Umkehrung aller Dinge: Gott hat angefangen. Gott hat auf uns seine Hoffnung gesetzt.“ Der Mensch darf eine grenzenlose Hoffnung in sich tragen, weil er das Evangelium von Gottes grenzenloser Hoffnung auf uns gehört hat. Gottes Herz ist von der Hoffnung bewegt, auch den letzten Verlorenen zu finden und heimzuführen. Diese Hoffnung lässt den ewigen Gott aufbrechen, in der Menschwerdung seines ewigen Wortes und im Leben und Sterben seines Sohnes Jesus Christus jedem Menschen auch dorthin noch zu folgen, wo dieser sich im Gestüpp der Gottferne verloren hat.

*Charles Péguy*s Zeugnis von der grenzenlosen Hoffnung erinnert an die „Allversöhnungslehre“, ist aber doch von ihr zu unterscheiden; denn wo alles an der unverfügaren Hoffnung Gottes den Menschen gegenüber hängt, ist es dem hof-

fenden Menschen verwehrt, seine Zuversicht zu etwas Gewusstem und so Verfügbaren werden zu lassen. Wir wissen nicht, dass alle Menschen vom hoffenden Gott und vom liebenden Gott in die endgültig göttlich-menschliche Gemeinschaft eingeholt werden; und doch sollen und dürfen wir es als Christen mit einer gottgewollten und gottgeschenkten Hoffnung hoffen.

Charles Péguy ist seine katholische Hoffnung nach vielen Jahren des Verfangenseins in Systemen verminderter Hoffnung geschenkt worden. Indem er in Wort und Tat davon Zeugnis ablegt, lädt er auch uns ein, solche Hoffnung durch Gottes Gnade in uns lebendig sein zu lassen. Und wenn wir solche Hoffnung wider alle Hoffnungslosigkeit der Welt in uns zulassen, werden wir auch wieder neuen Mut fassen, unverdrossen die naheliegenden Aufgaben anzupacken und zu lösen. In diesem Sinne ist die Hoffnung, die *Charles Péguy* bezeugt, keineswegs ein Sich-Wegschleichen aus dieser Welt und ihren Nöten, im Gegenteil: sie ist ein Sich-auf-sie-Einlassen in Liebe, Nüchternheit und Geduld.

Charles Péguy hat die Hoffnung gern mit einem kleinen Kind verglichen. Darin schwingt eine Erinnerung an die eigene Kindheit nach. 1873 war *Charles Péguy* in Orléans geboren worden. Sein Vater war in seinem Geburtsjahr gestorben. Charles war das einzige Kind. Die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, waren äußerst karg. Aber die Mutter und die Großmutter waren so gut zu ihm, dass er eine sehr glückliche Kindheit verlebte. Er machte also schon als Kind die Erfahrung, was es bedeutet, zusammenzustehen und füreinander einzustehen. In diesen Jahren wurde das Urvertrauen, das der unverlierbare natürliche Anknüpfungspunkt für die spätere Hoffnung sein sollte, in das Herz des kleinen Charles gesenkt. Kurz vor seinem Tod hat *Charles Péguy* gesagt: „Der natürliche Drang des Menschen geht dahin zu verzweifeln. Das ist die große Versuchung.“ Umso kostbarer ist das Geschenk der Hoffnung, das das Herz des Menschen mit Freude erfüllt.

Der Ernst der Hoffnung

Eine weitere Dimension der christlichen Hoffnung sei hier erörtert. Die Hoffnung zielt nicht auf eine diffuse, konturenlose Transzendenz, sondern auf das, was die Kirche die Wiederkunft Christi zum Gericht über Lebende und Tote nennt. Dies verleiht der Hoffnung die Dimension des Ernstes. Da dieses Gericht aber die Begegnung mit dem ist, der sich schon auf Erden als der offenbart hat, der sich der Armen, Bedrängten und Sünder angenommen hat, um sie aufzurichten, ist dieser Ernst frei von Furcht und Sorge. So darf das Hoffen der Christen auch angesichts des letzten Gerichts ein Hoffen in Zuversicht sein. Und gerade dieses Hoffen ist dann auch voller Bedeutung für unsere Beziehung zum irdischen Leben.

Beim Betreten mittelalterlicher Kathedralen schreitet man durch ein aufwendig gestaltetes Portal hindurch und schaut dabei auf ein Tympanon, das häufig Christus, den Richter, und die vor ihm erschienenen und das abschließende Urteil über ihr Leben und Sterben erwartenden Menschen darstellt. Es gab Zeiten, in denen Christen ein lebendiges Bewusstsein davon hatten, dass sie für ihr Leben würden Rechenschaft ablegen müssen vor dem Richter Christus, der zur Rechten des Vaters sitzt und uns nahe ist bis ans Ende der Welt.

Im Jahre 2005 war im Museum von Épinal (Frankreich, Vogesen) eine Ausstellung mit vielen Bildern zu sehen, die aus der Frömmigkeit des christlichen Volkes hervorgegangen sind und sämtlich ein- und dasselbe Motiv umspielten: die Lebensalter, die der Mensch, Mann und Frau, durchläuft, *Les degrés de la vie*. Auf den Stufen einer zunächst aufsteigenden Treppe stehen, ausgestattet mit altersspezifischen Symbolen, Männer und Frauen. Den Höhepunkt der Lebenskurve erreichen die Fünfzigjährigen. Die Älteren steigen eine andere Treppe hinunter. So spannt sich das menschliche Leben zwischen Geburt und Tod. Die Höhle, die sich in all diesen Bildern unter der auf- und dann absteigenden Treppe auftut, ist kein bloßer Hohlräum. Sie ist vielmehr der Ort des letzten Gerichts. Der dreifaltige Gott ist dargestellt, sodann die Menschen zur Rechten und zur Linken, denen das Gericht gilt. Welche Empfindungen durch diese volkstümlichen Bilder, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, ausgelöst wurden, ist nicht leicht zu sagen. Vielleicht vermuten wir zu rasch, es könne nur eine niederdrückende Angst gewesen sein. Die bunten Kleider, die die Kinder, dann die Erwachsenen, schließlich die Alten und Gebrechlichen auf den Bildern tragen, lassen durchaus eher daran denken, dass die Menschen, wohl mit einem letzten Gericht rechnend, das Leben in all seinen Dimensionen, in Freude und Leid, in Arbeit und Muße durchlebten.⁴ Die Ausrichtung auf ein solches Gericht, bei dem Christus der Richter ist, gehört nun kaum mehr zum Lebensgefühl des heutigen Menschen, auch nicht des Christen. Aber täuschen wir uns nicht: ein Urteil über unser Leben wird doch gefällt: wenn nicht durch den wiederkommenden Herrn Christus, dann durch die Geschichte – die Weltgeschichte ist das Weltgericht, meinte Hegel, und gegen dessen Bescheid gibt es, wie schon Ernst Bloch herausstellte, „keine Berufung“. Der Weltgeschichte Maßstäbe sind aber andere als die des wiederkommenden Herrn Jesus Christus. Die meisten strafen sie, in dem sie sie ganz schnell dem Vergessen anheimgibt. Die, die für eine kurze oder auch längere Zeit Beachtung finden, werden mit Lorbeeren gekrönt, wenn sie Erfolg hatten, und bestenfalls mit einem Trostpreis bedacht, wenn ihnen Erfolg nicht beschieden war. Welcher Art das Gericht sein wird, auf das wir Menschen zugehen, ist von erheblicher Bedeutung für das Verständnis der Zeit, die wir auf den Wegen unseres Lebens durchwandern.

⁴ Vgl. *Exposition „C'est la vie“ – Léonard Foujita, Mon intérieur I et II. Images des Degrés des Âges*; Clark et Pougnaud, *Photographies*. Katalog zur Ausstellung im Musée de l'Image. Épinal 2005.

Wie sehr dies der Fall ist, kann noch einmal deutlich werden, wenn wir uns einem Text aussetzen, den vor gut 40 Jahren *Carl Friedrich von Weizsäcker* geschrieben hat und der an Bedeutung nichts eingebüßt hat. Da heißt es: „Als ich in dem einzigen Gespräch, das ich – als junger Physiker – mit Karl Barth geführt habe, ihn fragte, ob ich nach seiner Ansicht weiter Physik treiben dürfe, da ich eingesehen habe, daß die Atombombe nicht ein Missverständnis der Physik, sondern eine faktisch unausweichliche Folge der Physik ist, sagte er: (...) Herr von Weizsäcker, wenn Sie das glauben, was alle Christen bekennen und fast keiner wirklich glaubt, nämlich daß Christus wiederkommt, dann dürfen und sollen Sie weiter Physik machen; sonst nicht.“ Barth war für mich alles andere als ein Kirchenvater, alles andere als eine gültige Autorität, aber diese Antwort ging mir in die Knochen. Er selbst sagte mir in demselben Gespräch: „Ich drücke mich für Sie wohl zu mythologisch aus.“ In der Tat, was die Wiederkunft Christi einem modernen Bewußtsein bedeuten soll, wusste ich nicht. Aber dass hier ein Nerv unseres Verhältnisses zur Geschichte getroffen war, das verstand ich sofort. Ich mochte das zu äußerlich sehen, wenn mir beim Blick auf den bevorstehenden Atomkrieg die uralten Bilder der Apokalypse einfieeln und dem Gedanken einer Friedensordnung der Welt das mythische Gleichnis vom Neuen Jerusalem. Das scheint mir auch heute (...) nach vielen neuen Erfahrungen: Eine Kirche, die nicht, um die alten Worte noch einmal zu wiederholen, auf die Wiederkunft des Herrn wartet, hat den Kern ihres Wesens, ihrer Kraft aufgegeben.“⁵ Soweit *Carl Friedrich von Weizsäcker*. Es ist offenkundig, dass seine Gedanken über die Atomkraft ersetzt werden könnten durch viele andere Gedanken: zum Beispiel über die unermesslich gewordenen Möglichkeiten des Menschen zu seiner Selbstveränderung, die zu seinem Wohl wie zu seinem Weh ausgehen kann. Bei der Formulierung der Maßstäbe käme dem Glauben an die Begegnung mit dem zum Gericht wiederkommenden Herrn eine große Bedeutung zu: das wahre Wohl des Menschen ist der entscheidende Gesichtspunkt. Glaubt der Mensch daran, dass er auf das letzte Gericht zugeht, so hat dies zur Folge, dass er sich vor einem irdischen Gericht in letzter Hinsicht nicht fürchten muss: alles in dieser Welt steht unter einen „eschatologischen Vorbehalt“ (*Erik Peterson*). So zeigt sich: die Hoffnung und das Diesseits als Bereich des menschlichen Lebens und Gestaltens – sie haben sehr viel miteinander zu tun. Auch in diesem Sinn trägt die Hoffnung den Akzent des Ernstes.

Die Weite der Hoffnung

Eine weitere und letzte Dimension des christlichen Hoffens sei noch entfaltet. Dürfen wir als Christen glauben und hoffen, dass auch die vielen, die ihrerseits

⁵ EK 3 (1970), 640.

ein christliches Hoffen nicht kennen, am Ende ihres irdischen Pilgerweges in die Gemeinschaft des ewigen Gottes aufgenommen werden?

Wir sind von Menschen umgeben, die es mehr oder weniger entschieden von sich weisen, ihr Leben mit und vor einem Gott und gar dem christlichen Gott leben zu wollen. Sie leben von der Überzeugung, der Mensch sei, wenn er ehrlich ist, auf einen Gott vor sich und nach sich und über sich nicht verwiesen. Er bedürfe auch nicht der Hoffnung, von der die Christen sprechen und aus der sie zu leben versuchen. Für uns, die wir Christen sind, kann dies schmerzlich sein. Es stellt an uns aber auch die andere Frage, was wir über unsere nicht nur kirchenlosen, sondern auch religionslosen Zeitgenossen, die ja oft genug unsere nächsten Nachbarn sind, denken oder gar für sie hoffen sollen.

Eine Antwort, die uns erlaubt, mit Hoffnung mit ihnen zu leben, ist uns in der Gerichtsrede Jesu in Mt 25 geschenkt. Dieses Gericht wird kein irdisches Gericht sein; es wird das letzte und letztgültige Gericht sein. Der Richter wird der wiederkommende Menschensohn sein. „Alle Völker“ (Mt 25,32) werden vor ihm erscheinen: alle Menschen, die Juden und die Heiden, die Gläubigen und die Ungläubigen, auch wir selbst, auch unsere kirchenlosen, ja religionslosen Nachbarn und Zeitgenossen. Es wird ein ernstes Gericht sein. Der Richter ist der wiederkommende Christus, dessen Art wir ja aus der Geschichte seines Lebens und Sterbens schon kennen: er hat immer die Lasten seiner Brüder und Schwestern getragen und so dürfen wir gewiss sein, dass er auch als der Richter am Ende der Tage ein barmherziger Richter sein wird. Wir, die wir seinen Namen tragen, dürfen uns sicherlich nicht in falscher Sicherheit wiegen und meinen, es würde nicht auch unser Leben noch einmal angeschaut und beurteilt. Der Maßstab lautet: Haben wir einer des anderen Last zu tragen versucht und so das Gesetz Christi erfüllt (Gal 6,2)? Aber solches kann offenbar auch der tun, der den Namen Christi und wir dürfen wohl hinzufügen: auch den Namen Gottes nicht kennt. Die Gerechten, denen er das Reich übergibt, erhalten es daraufhin, dass sie die Hungrigen gespeist, die Obdachlosen beherbergt, die Nackten bekleidet, die Kranken besucht, die Gefangenen aufgerichtet haben, obwohl sie nicht wussten, dass sie darin Christus selbst gedient haben. Als es ihnen durch den Richter im letzten Gericht enthüllt wird, sind sie überrascht; dass der oder die, denen sie zu Diensten geworden waren, in Wahrheit Brüder und Schwestern waren, „für die Christus gestorben ist“ (1 Kor 8,11). Es gibt ungezählte Menschen, die die „Lasten anderer tragen“ und so das Gesetz Christi erfüllen, ohne gläubig, ohne kirchlich, ohne religiös zu sein. Dürfen wir nicht glauben und hoffen, dass ihnen doch noch aufgedeckt wird, dass sie in Wahrheit ihm gedient haben und deshalb auch das ihnen von Anfang an bestimmte Reich in Besitz nehmen werden?

Ist dies eine verharmlosende Sicht unserer Situation, in der, wie es scheint, so viele unserer Mitmenschen ganz weltlich, nur weltlich und ohne Dank demgegenüber, dem sie sich doch verdanken, meinen leben zu können? So wäre sie

missverstanden. Diese Sicht ist ja nur dem möglich, der den Glauben an die Wiederkunft Christi zum Gericht lebt, nur dem möglich, der in seinen Brüdern und Schwestern diejenigen erkennt, die Christus in schweigender Solidarität auf ihren Wegen begleitet, nur dem möglich, der mit den Augen des Glaubens und der Hoffnung erkennt und anerkennt, dass viele von ihnen ein Leben in selbstloser Gerechtigkeit vollziehen. Sie sind es ja wohl, die die *Ecclesia ab Abel* bilden, von der schon die Kirchenväter und dann wieder das II. Vaticanum (LG 2) sprach. So ist die Rede Jesu vor seinen Jüngern, in der er von der letzten Zukunft der Menschen „aller Völker“ sprach, ein großes Geschenk an uns, die wir oft so verzagt sind und meinen, dazu auch viel Anlass zu haben. Doch darf das letzte Wort, das uns im Blick auf unsere Welt und Zeit möglich ist, das Wort „Hoffnung wider alle Hoffnung“ sein, auch für die, die ihr Leben vor dem geschlossenen Horizont ihrer Endlichkeit und Sterblichkeit leben müssen oder auch leben wollen, und die sich mit den Hoffnungen auf die Güter, die die Welt verspricht und vielleicht auch bietet, begnügen.